



## Kanadische Tragödie.

Von Allan Dove.

Über die endlosen vereisten Flächen Nordkanadas zieht eine Abteilung der Rotröcke, der berühmten Polizeitruppe, die den berechtigtesten Ruf hat, die kühnste Gendarmerie der Welt zu sein. Mit Hunden wird eine menschliche Spur verfolgt, die Spur eines gewaltigen Schuhs, wie ihn nur einer trägt in ganz Kanada, der Riese, der Mörder Kid Larsen, der im Streit seinen besten Freund erschlug.

Die Verfolgung Larsens hält das ganze Land in Atem, weil monatelang der allbekannte Riese den Rotröcken ein Schnippen nach dem anderen schlägt und aus den sichersten Fallen entwischt. Kid, den niemand wegen seiner Größe übersehen kann, dessen Gesicht jeder aus den Bildern kennt, die ihn als den weitaus größten Kanadier darstellen, scheint sich mit einer Tarnkappe umgeben zu können, wenn nach mühevollstem Pirschen der Ring um ihn geschlossen ist. Wie zum Hohn erscheinen dann plötzlich seine Riesenspuren außerhalb des Ringes der Verfolger, die Jagd geht weiter, immer weiter nach dem Norden, der Küste des Eismeers zu, wo mit zunehmender Kälte das Leben im Freien fast zur Unmöglichkeit wird und ein einzelner, völlig auf sich selbst angewiesen, keinerlei Lebensmöglichkeit hat.

Als der Winter immer unbarmherziger wird und die Verfolger den unmenschlichen Strapazen zu erliegen drohen, als wochenlang die Spuren des Riesen nicht mehr festzustellen sind, ergeht der Befehl, die Jagd nach dem Mörder einzustellen, der Rückzug der Rotröcke, die noch niemals bisher eine Aufgabe nicht bewältigen konnten, wird damit amtlich erklärt, daß Kid Larsen in den Eisgebieten der Meeresküste umgekommen und für die irdische Gerechtigkeit nicht mehr erreichbar sei.

Das Volk aber glaubt nicht an den Tod des Meisterflüchtlings, es wartet auf den Rückzug und auf das Wiederauftauchen der Riesenspuren, und das, obgleich der schlimmste Winter, den Kanada jemals erlebte, das Land heimsuchte und selbst in den Städten des Südens Hunderte dem Tode durch Erfrieren preisgibt.

Das Volk irrte aber, die Riesenspuren erschienen im nächsten Frühjahr nicht wieder, auch nicht im Sommer und Herbst, kei-

ner der Fischer, die die ganze Nordküste befahren und gierig nach jedem Menschen Ausschau halten, weil Menschen in jener Gegend selten sind, sah den Riesen.

Die Akten des Mörders Kid Larsen wurden geschlossen, andere Verbrechen, andere Skandale, Konflikte, die ewige schwere Jagd nach dem täglichen Brot in diesem noch jungfräulichen Lande, ließen den Riesen in Vergessenheit geraten. Nur bei der Feststellung des größten Kanadiers wurde regelmäßig der Fall kurz gestreift und des Mörders gedacht, dessen Körpermaße nicht wieder erreicht wurden.

So blieb auch die Nachricht fast unbeachtet, durch einwandfreie Zeugenansagen sei festgestellt, daß der in den Eisregionen Nordkanadas umgekommene Kid Larsen aus Notwehr seinen Freund erschlagen hatte. Nur mit kurzen Worten wurde die Tragik des Falls gestreift.

Genau dreißig Jahre, nachdem der Abbruch der Verfolgung des Meisterflüchtlings angeordnet war, meldete sich auf einer Polizeistation in der Franklin-Bucht ein vertieft ansiehender Riese, den man für einen Irren halten hielt. Er gab an, der Mörder Kid Larsen zu sein, er habe sich dreißig Jahre an der Küste des Eismeers vor jedem Menschen verborgen gehalten, er fühlt jetzt, daß seine Gesundheit den gewaltigen Strapazen auch nur noch eines Winters nicht standhalten könne, deshalb stelle er sich freiwillig.

Keiner der jungen Polizisten in der Franklin-Bucht wußte etwas von einem Mörder Kid Larsen, man telephonierte zur nächsten Hauptstation und hier saß als Leiter der Führer der Abteilung, der vor 30 Jahren die vergebliche Jagd nach dem Meisterflüchtlings gemacht hatte. Er konnte natürlich den Fall, wußte auch, daß die Schuldlosigkeit für das Gericht feststand. Er flog mit dem nächsten Flugzeug nach der Franklin-Bucht, begrüßte den trotz seines hohen Alters und trotz der unvorstellbaren Strapazen noch immer stämmigen Riesen, dessen seinerzeit fast jagenhafte Füße jetzt mit geflochtenem Laub umwickelt waren und teilte ihm mit, daß das Gericht keine Veranlassung habe, ihn zu verhaften, er hätte unbeforgt schon vor 29 Jahren aus seinem Versteck kommen können.

Der Polizeiführer berichtete einige Wochen später seinem Chef, als der Verbrecher Kid Larsen wieder in aller Mund war, daß der Riese ihn nur mit einem kurzen Blick gestreift und dann wortlos aus dem Polizeilokal gestapft sei. Er habe sofort geahnt, daß dieser Mann noch einmal den Rotröcken Arbeit geben werde. Am liebsten hätte er ihn festgehalten, aber dazu habe keine Veranlassung vorgelegen.

Aus welchem Grunde Larsen kurze Zeit, nachdem er sich der Polizei gestellt und gehört hatte, daß er überhaupt nicht mehr gesucht wurde, nun tatsächlich zum Mörder wurde, wird restlos nur dann aufgeklärt werden, wenn es dieses Mal gelingt, den Meisterflüchtlings zu fangen. Wahrscheinlich wollte er auf seine Art an der Welt dafür Rache nehmen, daß er dreißig Jahre lang ohne Grund in der völligen Einsamkeit unter Lebensbedingungen zubringen mußte, die uns zivilisierten Menschen auch nur für kurze Zeit untragbar erscheinen, und die Larsen fast ein Menschenalter erduldeie.

Eines Tages erschien Larsen plötzlich auf der Polizeihauptstation. Er hatte den riesigen und beschwerlichen Weg von der Franklin-Bucht bis zur Hauptstation zu Fuß zurückgelegt, eine Leistung, die ihm wohl kaum einer nachmachen wird. Rätselhafterweise hat ihn niemand auf der Wanderung gesehen! Sein Aufenthalt in der Polizeihauptstation war nur von ganz kurzer Dauer. Man sah ihn langsam die Treppe hinaufsteigen und nach wenigen Minuten das Haus ruhig wieder verlassen. Wenige Minuten später erschütterte eine gewaltige Detonation die Luft — ein Teil der Polizeistation war in die Luft geflogen. Die drei Rotröcke, die sich im Gebäude befanden, kamen un-, glücklicherweise waren die meisten Beamten gerade im Außendienst beschäftigt, unter ihnen sämtliche Führer.

Am nächsten Tag erhielt der Polizeiführer, der seinerzeit die Verfolgung Larsens geleitet hatte, einen Brief. Er enthielt einen Kasten Papier, der die Worte: „Auf, ihr Rotröcke!“ enthielt, also die Aufforderung zu neuer Verfolgung des Verbrechers Kid Larsen.

Zeit Monaten wird mit den modernsten Giftmitteln Jagd auf den Riesen gemacht.

Wieder führen seine gewaltigen Fußspuren nach Norden, wieder gelingt es ihm, wie vor dreißig Jahren, seinen Verfolgern immer wieder zu entfliehen. Man nimmt an, daß er zurück zu seinem alten Versteck strebt, wo er dreißig Jahre lang sich vor der Menschheit verborgen hielt.

Diesesmal wird die Schuld Larsens sich nicht in Unschuld umwandeln, immer größer wird die Zahl der Jäger. Das Volk aber ist wiederum fest davon überzeugt, daß der Meistflüchtling dem Heer der Rotröcke und ihrer Helfershelfer widerstehen kann.

Vorläufig hat das Volk recht. Aber der Winter kommt näher, der Larsen aus seinem Versteck getrieben hat, die schneidende Kälte Nordkanadas, der sich der alte Riese nicht mehr gewachsen fühlt, Aid Larsen wird ihr zum Opfer fallen, aber die Jagd der Rotröcke (das ist die Meinung des Volkes) wird auch dieses Mal vergeblich bleiben.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen.

## Petroleumland.

Von Maria Leitner.

Die Verfasserin, wenn wir nicht irren, eine Wiener Schriftstellerin, hat ein Reisebuch geschrieben, das als ein ganz ungewöhnliches bezeichnet werden muß: „Eine Frau reist durch die Welt“, Agis-Verlag, Berlin-Wien, Preis M. 2.85, geb. M. 3.75. Es gibt Reisebücher über Länder, deren Verfasser Menschen und Verhältnisse dieser Länder schildern, ohne mit ihnen in nähere Berührung gekommen zu sein. Maria Leitners Buch wird man eine solche oberflächliche Betrachtungsweise nicht nachsagen können. Sie hat Amerika kreuz und quer durchreist, doch nicht als Hotelreisende, sondern unter Verzicht auf alles Behagen hat sie sich der Aufgabe unterzogen, das Leben in seinen Tiefen und Höhen auf das gründlichste zu durchforschen und das konnte sie nur tun, indem sie in engste Berührung mit den Angehörigen der verschiedensten Schichten der Bevölkerung trat und wiederholt das Schicksal mit ihnen teilte. Sie beginnt ihre Forscherstätigkeit als Schenkerin in einem New Yorker Wolkenkratzerhotel, wird dann Dienstmädchen bei einem Alkoholschmuggler, dann Verkäuferin, das heißt Aufpasserin in einem Kleider-Barenhaus. Als Kellnerin in einer „Soda-Quelle“, als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik, als Abwaschfrau lernt sie die sozialen Verhältnisse in den verschiedensten Berufen kennen und sie blüht auch hinter die Kulissen von Palm Beach, kommt weit in Südamerika herum, durchstreift sogar mit „Wilden Kerlen“ den Urwald, beobachtet das Leben der Milliardäre in Florida, besucht die französischen Strafkolonien in Cayenne und das Petroleumreich in Maracaibo. Ihre Schilderungen sind wirklichkeitsnahe und von höchster Spannung. Im nachstehenden eine Leseprobe aus dem hochinteressanten Reiseverke:

### Zwischen Curaçao und Venezuela.

Es ist merkwürdig, die größten Schwierigkeiten können die Erwerbslosen, die noch etwas Geld für eine Reise haben, nicht davon abhalten, ihr Glück dort zu versuchen, wo sich ihnen noch irgendeine Arbeitsmöglichkeit bietet. Wie finden es Leute in einem Dorf in Thüringen oder in Bayern, in New York oder in Tokio heraus, daß irgendwo am anderen Ende der Welt Arbeitskräfte benötigt werden? Nirgendwo brauchen die Industriewerke zu befürchten, ohne Arbeiter zu bleiben. Mitten im Ozean wird auf einer Wüsteninsel mit größter Eile eine Stadt, ein großes Industriewerk errichtet, und schon strömen die Arbeiter aus aller Welt herbei, um an dem Aufbau teilzunehmen.

Da ist die Insel Aruba, sie liegt zwischen Curaçao und Maracaibo. Vor kurzem war sie nur von einigen Negern bewohnt, die kaum ihr

Unterkommen fanden. Die Insel ist dürr, nur wenn es regnet, gibt es Wasser; aber es regnet fast nie, und die Zisternen und Regentonnen warten mit trockenen Mäulern vergeblich auf Feuchtigkeit. Der Hafen, soweit man von Hafen überhaupt sprechen kann, wird nur im seltensten Fall von einem Schiff angelaufen. So war es noch vor wenigen Jahren.

Dann aber kam die plötzliche Wendung: Die Amerikaner, die zuhören müssen, wie sich die Shell Co. auf Curaçao vergrößert und ihnen selbst die Möglichkeit nimmt, sich dort niederzulassen, ließen sich von den Holländern für die Insel Aruba eine Konzession geben. Man lagte nur darüber. Das war sicher nichts weiter als ein verrückter Einfall eines amerikanischen Millionärs.

Doch bald stellte sich heraus, daß die Amerikaner ganz genau wußten, was sie wollten. Mit größter Beschleunigung begannen sie die Arbeit auf Aruba. Ein ganzes Arbeiterheer erbaute eine Stadt aus dem Nichts und errichtete Petroleumraffinerien, die an Vollkommenheit und rationalisierten Methoden noch die Shell Co. übertrafen.

Der Hafen wurde ausgebaut für die Oeltanks, die nun aus Maracaibo kamen. Der große Coup war gelungen, die Amerikaner konnten ihr Petroleum aus Venezuela noch nutzbringender verwerten als die Shell Co.

Es gab nichts zu essen auf der Insel? Man brachte Lebensmittel in Hülle und Fülle aus Amerika. Der Küchenzettel der Angestellten und der Arbeiter wird im Marine-Departement New Yorks auf das genaueste zusammengestellt, und die nötigen Zutaten schwimmen jede Woche auf mächtigen Schiffen zur Insel. Es gab kein Wasser. Man bringt eben dann das Trinkwasser aus New York. Ein bißchen teuer? Die Angestellten und Arbeiter bezahlen ja die Lebensmittel und das Wasser. Auf diese Weise freilich löten sich die Löhne und Gehälter, die so verlockend ausfielen, schnell in nichts auf. Und genau wie überall verdienen sie auf der Wüsteninsel trotz schwerster Arbeit nur so viel, um das nackte Leben zu erhalten.

Jetzt ist die Stadt fertig, eine sehr zweckmäßig gebaute Stadt; doch da ihr Zweck, den Menschen nur schlecht und recht Unterkunft zu geben, so mäßig ist, wirkt sie alles eher, nur nicht schön.

Schlimmer aber, nachdem der Aufbau der Stadt beendet war, blieb ein großer Teil der Arbeitermassen, die Erbauer, ohne Arbeit.

Diese Arbeitslosen fahren nun trotz allen Paßschilanen und trotz den Kosten, solange sie noch den kleinsten Betrag besitzen, von einer Insel zur anderen, von einem Land zum an-

deren, um Arbeit zu suchen. Eine Reise von vier oder fünf Tagen ist eine Kleinigkeit, kaum erwähnenswert. Ist sie mißlungen, um so schlimmer. Ist auch der letzte Rest der Ersparnisse verbraucht, bleibt nichts übrig, als die Bettel bei den Schiffsgesellschaften, sich hinüberarbeiten zu dürfen. Die Schar der Ausgewanderten, die auf eine solche Gelegenheit wartet, die immer seltener wird, vergrößert sich ständig. Sie warten auf ein Schiff oder den Tod, denn die meisten haben, bis sie soweit sind, ihre Gesundheit vollständig eingebüßt.

### Maracaibo, eine neue Hauptstadt im Petroleumreich.

Noch vor einem Jahrzehnt war Maracaibo eine verschlafene, altspanische kleine Stadt, am Ufer des sumpfigen Maracaibosees, einer Meeresbucht des Atlantischen Ozeans.

Heute ist sie eine der wichtigsten Zentren des Weltölgeschäfts, sie wäre vielleicht die wichtigste überhaupt, wenn der verschlammte Hafen nicht das Befahren durch größere Schiffe unmöglich machen würde. So müssen die flachen Oeltanks erst nach Curaçao und Aruba fahren. Doch die Zukunftsmöglichkeiten Maracaibos sind noch sehr groß.

In den letzten Jahren wurde hier ungeheuer viel gebaut. Zu dem Altspanischen kam das Neuanerikanische, es kamen Flugzeuge, Autos, Wege wurden angelegt, der Urwald, der bis an die Stadt heranreichte, mußte amerikanisierten Siedlungen weichen. Statt der Urwaldbaumriesen erheben sich nun Bohrtürme, Bohrtürme ragen auch aus dem See, aus den Sümpfen, denn Petroleum quillt weit und breit im Wald und aus dem Wasser, überall in der ganzen Umgebung von Maracaibo.

Die Luft ist ölig, eine schwere, fettige Luft, das Thermometer zeigt im Schatten 40 Grad, Moskitoschwärme entsteigen den Sümpfen, und nur die feinen teuren Drahtnetze, die die Wohnhäuser der höheren Angestellten schützen, können sie ausschließen. Zu den anderen, wo nur leichte Mullnetze die Menschen zu schützen vorgeben, gelangen sie mit Leichtigkeit.

Besonders am Anfang der Arbeiten blühte hier das Gelbe Fieber, aber es gibt wohl wenig Menschen in Maracaibo, die von Malaria verschont bleiben.

In den Klübräumen der verschiedensten Nationen, in allen Speisehäusern steht auf den Tischen wie Zucker Chinin. Alle fressen sie Chinin, aber es nützt ihnen nichts, das Fieber ergreift von ihnen Besitz und läßt sie nie wieder ganz frei atmen.

Aber die Kranken räumen nicht freiwillig das Feld, den Abbau fürchten sie mehr als den Tod. Auch hier wird, obgleich die Produktion noch steigend ist, rationalisiert. In diesen Methoden sind sich beide Petroleummächte, die Standard- genau wie die englisch-holländische Gruppe, trotz allen anderen Gegensätzen einig.

Die Amerikaner zeigen offen das, was sie geschaffen haben; sie sind stolz auf die neuen Häuser und Wege, auf die Kinos und die Bordelle im Urwald von gestern, auf ihre Polizei, die sogar mit Maschinengewehren ausgestattet ist.

In Maracaibo und seiner Umgebung wird etwa so viel Petroleum erzeugt wie in Sowjetrußland. 1930 stand Venezuela an zweiter Stelle unter den Petroleum erzeugenden Ländern. Erst 1931 wurde es von Sowjetrußland überflügelt.

Aus allen Börsen der Welt kommen die Nachrichten über die Kurse der Petroleumpapiere, jede Schwankung wird auf das genaueste verfolgt.

# Als das Schiff verschwand . . .

Von Gunnar Thorstenfson Pihl.

— — — Und dann fuhr der Dampfer . . . Eine Bananenschale wurde von den wirbelnden Wassern an der Schraube aufgesogen und verschwand. Die Sonne schien auf die glitzernden Wellen und die Krane des Hafens, als sei nichts geschehen. Vom Promenadendeck klatterte ein weißes Taschentuch wie eine Signalfolge. Ein Abschiedssignal: nun fahre ich in ein anderes Land . . . und falls du es nicht weißt, dann kannst du es wohl erraten . . . zu einem anderen Mann! Das Taschentuch war sehr weiß, rein wie die Unschuld. Ach ja, die Unschuld! Er lästete mechanisch den Hut, winkte und sah, wie die Bananenschale aus dem Strudel auftauchte. Sie kam in zwei Teilen hoch — erst ein Stückchen, nach einer Weile noch eins. Das Schiff glitt zwischen anderen Dampfern fort. Es ließ eine schwarze Rauchwolke zurück, und der Rauch lag noch lange in der Luft wie ein Strich, ehe er verslog. So still war es.

Er beobachtete, ob noch ein Stückchen der Bananenschale auftauchen würde. Aber es kam nichts mehr. Der Dampfer steuerte hinaus ins Meer, und das Taschentuch war nicht mehr sichtbar. Mit einem Glas würde er wohl sehen können, wie sie es mit einer koketten Geste in die Brusttasche zurückschickte . . . aber — warum sollte er eigentlich mit einem Glas dem Mädchen nachsehen? Er verstand wohl, daß die kokette Geste und alles, was an ihr schon war, nun einem anderen gehören sollte. Er war ja nicht blind. Aber falsch war sie eigentlich nicht, wenn es auch aufrichtiger gewesen wäre, ihn zu bitten, nicht mit an den Dampfer zu kommen. Sie wollte aber natürlich bis zuletzt hoffiert werden, es sollte jemand dabei sein und merken, daß sie zu einem andern fuhr . . . Die ewige Lust der Frau, zu prahlen. In einigen Stunden würde der andere an einem anderen Kai stehen, das Auflegen des Schiffes erwarten, und sie würde ihm mit demselben Taschentuch zuwinken und lachen und an seinem Arm davongehen, würde vor Freude und Triumph zittern. Aber an ihn, den sie zurückließ, würde sie nicht denken, wenigstens nicht von ihm sprechen . . .

Die Erinnerung an ihn bewahrte sie für sich allein, als Pikanterie . . .

Die Sonne schien und das Schiff war verschwunden. Ringsum lachten Menschen. Sie hatten keine besondere Veranlassung dazu, aber

sie waren trotzdem froh — die Mädchen, die das konnten —, nachdem sie abgereist war . . . Er starrte in das grüne Wasser. Das bewegte sich leicht, wie eine atmende Brust, nachdem der Dampfer fort war. Das Wasser atmete auf, es war von dem Schiff befreit und nun konnte es wie es wollte, plätschernd an den Kai schlagen. Ja — er war ja nun auch frei, ganz frei. Sie konnte so viel sie wollte in anderen Häfen anderen Männern zuwinken. Ha, ha! Es war das so einfach. Er glaubte, lachen zu können, aber es wurde ein Seufzer daraus, und er sah geistesabwesend in das Wasser. Wie war doch alles gleichgültig. Ob etwas anfing oder beendete war, glückte oder mißglückte, was bedeutete es schon? Das Wasser war grün und falsch wie Kapenaugen. Und glatt und nicht ganz rein hier im Hafen, aber vor allem grün und falsch. Wo war die Bananenschale nur hingekommen?

Er fühlte eine Hand auf seinem Arm und drehte sich ohne Eile um. Alles war ja so gleichgültig. Er fuhr zusammen, blinzelte, kniff die Augen zusammen und öffnete sie wieder. Da stand sie und lachte ihn an. Sie? — Ihre Augen waren klar, aber etwas feucht wie von Tränen . . . Nein, sagte er zu sich selbst, nun geht es zu weit . . . Wie entstehen nur Trugbilder? Man konnte es wissenschaftlich sicher erklären, mit Mäßigkeit des Gehirns. Willenslosigkeit. Sie war doch auf dem Weg zu einem anderen! Er betrachtete sie als schloß er oder als begegnete er ihr im Traum. Besse und mit einer weichen Färbung der Stimme, sagte sie da:

„Ich konnte nicht reisen, du sahst so traurig aus . . . Ich will dich nicht traurig machen.“ Blödsinn lachte sie auf. „Aber wie in aller Welt kann man so blind sein? Merktest du denn wirklich nicht, daß ich sofort wieder an Land ging? Ich habe nur beim Zoll noch warten müssen.“ Sie lachte weiter. „Wem winktest du denn eigentlich zu?“

Er sah sie verwirrt an, sah eine Minute lang ins Wasser und sagte dann mit Anstrengung:

„Wem ich zuwinkte? Nein — ich stand nur da und sah der Bananenschale nach, die du ins Meer geworfen hattest . . .“

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

## Krankheiten durch Aberglauben.

Ueber die Gefahr, die der Aberglaube in der Heilkunde bedeutet, ist schon oft geschrieben und gesprochen worden. Glücklicherweise konnte der Anfang von Heilversuchen auf Grund abergläubischer Vorstellungen in vielen Kulturländern durch den Schulunterricht und durch entsprechende Aufklärungsarbeit schon wirksam bekämpft werden. Natürlich bleibt auch trotzdem noch viel zu tun übrig. Sehr traurig sieht es aber in dieser Beziehung noch heute bei den primitiveren Völkern aus. Das war erst kürzlich wieder aus einem Erlaß des Generalgouverneurs von Indochina zu ersehen. In Annam, Tonkin und Cochinchina gehört zu den ziemlich häufig vorkommenden Krankheiten die merkwürdige Erscheinung, daß die Menschen Bandwürmer in den Augen haben. Diese Art Würmer tritt bei den Bewohnern jener Gegenden nur im Auge und in seiner

Umgebung auf, während die Würmer bei den Tieren, wie z. B. Schweinen, Hunden, Ratten, Vögeln, Schlangen, Fischen usw., in allen Körperteilen vorkommen.

Man hat sich über diese seltsame Tatsache lange den Kopf zerbrochen, bis endlich vor kurzer Zeit die Lösung dieses Rätsels gelang. Es wurde nämlich die Beobachtung gemacht, daß Augenentzündungen, Bindehautentzündungen usw. durch das Auflegen zerstückelter Frösche von den Eingeborenen „behandelt“ werden. In den Eingeweiden der Frösche kommt aber das erste Stadium des Wurmes vor, das das Gewebe der Bindehaut sehr leicht durchdringen kann. Man hält es sogar für möglich, daß auch noch das zweite Stadium, das wie ein ungegliederter Bandwurm aussieht und ungefähr 1 Meier lang wird, durch die entzündete Schleimhaut oder die Tränenkanäle in die Augenumgebung einzudringen vermag. Die Folgen sind dann schwere Geschwülste, die die Augen weit hervorstülpen lassen und zur Erblindung führen können, weil sich die Schmarotzer in den Augenlidern, hinter dem Augapfel usw. festsetzen und einnisteln. Der Generalgouverneur von Indochina hat sich deshalb kürzlich mit einem entsprechenden Anruf an die Bevölkerung gewandt, um diese die Gesundheit gefährdende Unsitte auszurotten.

## Arabische Legende.

Von Walter Meckauer.

In einer Wüste, so erzählt die arabische Uebersetzung, begegnete einst ein Weise einer alten Frau, die in der einen Hand einen Krug Wasser und in der anderen Hand ein Gefäß mit glühenden Kohlen trug. „Wohin gehst du?“ fragte sie der Weise, „und was willst du mit dem Wasser beginnen?“

Da erwiderte die Frau: „Mit dem Wasser will ich die Hölle ansüßigen, damit keine böse Tat aus Furcht vor Strafe unterbleibe, sondern um ihrer selbst willen.“

„Und was willst du mit dem Feuer?“ „Mit dem Feuer will ich das Paradies anzünden, auf daß auf Erden ferner kein Gutes geschehe in der Hoffnung des Lohnes, sondern weil Allah es gewollt!“

## Den Nazis ins Stammbuch.

Johann Gottfried Seume, der Wanderer nach Syrakus, hat offenbar auch die Nazis vorausgesehen, als er vor etwa hundertfünfundzwanzig Jahren folgende Sinnsprüche niederschrieb:

Die Arbeit der philosophischen, theologischen, politisch-pathologischen Volkshüterer ist fast durchaus Rauch zu machen und darin Gespenster und Schreckgestalten zu zeigen, damit man sich an ihre Seilände halten soll, von denen immer einer schlechter ist als der andere.

Dem Eroberer sind die Menschen Schachfiguren und eine verwüstete Provinz ein Kohlenmeiler. Mit wenigen Ausnahmen sind die großen Helden die großen Schwandflecke des Menschengeschlechts.

Der Staat sollte vorzüglich nur für die Aermsten sorgen: die Reichen sorgen selber nur zu sehr für sich selbst.

Die Nation, welche nur durch einen einzigen Mann gerettet werden kann und soll, verdient Peitschenschläge.

Jede Petroleumquelle, sei sie auf den Nachbarpetroleumfeldern Lagunillas, in Batu, in Mexiko oder in Kolumbien in Betrieb gesetzt, steht sofort auf der Weltkarte aller Bohrtürme.

Auf einem Atlas sieht man die Petroleumergengung der Welt graphisch dargestellt. Die Vereinigten Staaten führen bei weitem, sie liefern 65 bis 70 Prozent der gesamten Weltproduktion, in weitem Abstand folgen Sowjetrußland mit 10 bis 12 Prozent und Venezuela ungefähr mit gleich viel.

Auch bei dem Verbrauch des Petroleums besetzen die Staaten einen besonderen Platz. 60 Prozent des Weltbedarfes wird von ihnen in Anspruch genommen.

Wie anders aber sieht jene Karte aus, auf der die Petroleumvorräte abgebildet sind. Der riesige Punkt, der die Produktion der Staaten anzeigt, ist ganz zusammenge schrumpft, nur 10 Prozent der Weltvorräte befinden sich in den Staaten, 35 Prozent in Südamerika und Mittelamerika, 15 Prozent in Sowjetrußland.

### Was mancher nicht weiß.

Ein griechischer Lehrer konnte seinerzeit Mil-tous sämtliche Werke auswendig von vorn nach hinten und umgekehrt herlesen.

In der Gegend um den Äquator regnet es bisweilen Fische, wenn nämlich die Wellen kommen und das Wasser aufwirbeln. Dann fliegen die Fische mit in die Luft und kommen oft in ziemlich weiter Entfernung erst wieder auf die Erde hinunter.

Die einzigen Tiere, die ein schwereres Gehirn haben als der Mensch, sind der Elefant und der Walfisch.

In Italien lebt ein junger Mann namens Giovanni Galanti, dessen Augen so eigentümlich gebaut sind, daß er am Tage blind ist, aber in der Nacht sehen kann. Er hat also gezwungenermaßen die Nacht zum Tage machen müssen und eignet sich außerordentlich gut für den Beruf, den er sich erwählt hat, nämlich den des Nachtwächters.

Ältere Pferde werden selten älter als fünf- undzwanzig Jahre; die wilden dagegen leben oft bis zu ihrem vierzigsten Jahr.

Auf der Erde leben nach der Statistik etwa 2 Milliarden Menschen, davon ungefähr eine halbe Milliarde in Europa, 1,1 Milliarde in Asien, ¼ Milliarde in Amerika, etwa 140 Millionen in Afrika und höchstens 10 Millionen in Australien. In jedem Jahre sterben etwa 36 Millionen Menschen, während etwa 52 Millionen geboren werden. Von den 3124 bekannten Sprachen, die in der Welt gesprochen werden, kommt über ein Viertel auf Asien.

In Arberg starb im Jahre 1679 ein Mann, der 1091 direkte Nachkommen hinterließ, und zwar 5 Kinder, 87 Enkelkinder, 446 Urenkel und 558 Ururenkel.

London nimmt an jedem Tage 250.000 Besucher auf, die hauptsächlich aus den englischen Provinzstädten kommen.

In Indien leben nicht weniger als 350 Millionen Menschen, darunter 238 Millionen Hindus und 78 Millionen Mohammedaner; die übrigen gehören verschiedenen Religionen und Sektens an.

Erst vor kurzer Zeit haben die Araber eine Schreibmaschine bekommen, deren Konstruktion sehr schwierig war, da die arabische Schrift über hundert verschiedene Schriftzeichen hat, von denen viele über oder unter den Zeilen stehen müssen.

Die Muskeln, die sich am schnellsten bewegen, sind die der Sprechorgane; sie können in einer Minute bis zu 1500 Bewegungen machen. Auch die Fingermuskeln können zu großer Geschwindigkeit trainiert werden, so vermögen die Finger eines akrobatischen Pianisten in einer Minute tausend Noten zu spielen.

Ein Gelehrter hat errechnet, daß in 30 bis 40.000 Jahren die Erde wieder eine Eisflut haben wird, und zwar wird dann das Wasser der Meere die Kontinente überfluten, so daß nur die höchsten gelegenen Länder trocken bleiben. Holland wird ganz überflutet werden, ebenso England. Die Wüste Sahara wird ein großer Binnensee werden. Die Wollenfresser von New York werden mit ihren Töchtern vielerlei aus dem Wasser hervorziehen. Die Gelehrten gründen diese Behauptung darauf, daß die Erde wärmer wird und daß die großen Eisfelder der arktischen und antarktischen Zone langsam schmelzen und ihre Ströme in die Ozeane ergießen. Die Eisflut am Nord- und Südpol machte früher mehr als ein Fünftel der Gesamtoberfläche aus, während sie heute auf etwa die Hälfte zusammengeschrumpft ist. An der englischen Küste macht sich dies Vor-

dringen des Meeres bereits bemerkbar: Orte an der See ... die noch vor fünf- undzwanzig Jahren existierten, sind heute verschwunden. An einer Stelle sieht man von einer verfallenen Kirche noch die Turmspitze.

Das Huhn ist als eines der allerältesten Haustiere des Menschen anzusehen. Schon vor Jahrtausenden war es in Asien bekannt und ist von dort zu uns gekommen. Nach Amerika kam das Haushuhn erst um 1500, und zwar von Europa aus. Während es auf den Südseeinseln, auf Neu-Seeland, Tahiti, Hawaii schon immer heimisch war. In Arabien, Abyssinien und andern halbivilisierten Ländern Afrikas gab es Hühner in so großer Zahl, daß man sie vollständig frei herumlaufen ließ, so daß sie also in einem halbwildem Zustande lebten. Die schönsten und merkwürdigsten Hühner, die es in der ganzen Welt gibt, findet man in Japan, sie werden dort Jochohama genannt. Ihr Schwanz kann bis zu fünf Metern messen. Diese Hühner sind ein Ergebnis japanischer Züchtung, und zwar sollen sie auf die Weise entstanden sein, daß die Provinz Tosa eine Feder in ihrem Wappen wählte und die Verordnung erließ, daß alle Angehörigen dieser Provinz bei festlichen Gelegenheiten eine Feder an ihrem Speer als Banner befestigen mußten. Nun entstand ein lebhafter Wettbewerb unter den Kriegern, wer die längste und schönste Feder bringen könne. Seitdem ist der Jochohamahahn gezüchtet worden. Die Federn werden hoch bezahlt. Die Tiere werden in hohen, schmalen Käfigen gehalten, die Licht von oben haben, und sitzen den ganzen Tag auf ihrer Stange oben an der Decke, so daß die langen Schwanzfedern niederhängen, die durch Stöße gestäubt werden, damit sie keinen Schaden nehmen. Auf den Boden darf kein Licht fallen, damit sie nicht verlockt werden, sich dorthin zu begeben. Einmal täglich werden sie herausgenommen, um sich auszuruhen, dann aber muß jemand den Schweif halten. Bei Transporten werden besondere Käfige verwendet, des langen Schweifes wegen, der vorsichtig aufgerollt wird. Es gibt weiße, grünlich-schwarze und orangefarbene Abarten.

### — Heiteres. —

Vor der Straßenbahn fährt ein Radfahrer. Der Straßenbahnführer tritt ärgerlich auf die Signallampe und ruft: „Können Sie denn nicht gefälligst von den Schienen herunterfahren? Da dreht sich der Radfahrer um und ruft: „Ich schon ... aber Sie nicht!“

Seit Frau Schmieds Witwe ist, hat sie viel für den Spiritismus übrig. Sie geht denn auch eines Tages zu einem Medium, um mit ihrem Seligen in Verbindung zu treten. „Martin!“ ruft sie dem Erschienenen zu, „bist du jetzt glücklich?“ — „Ich bin sehr glücklich!“ entgegnete der Selige. — „Bist du glücklicher als mit mir auf Erden?“ — „Ja, viel glücklicher!“ — „Sag, Martin, wie ist es im Himmel?“ — „Dieses Himmel? Ein gar nicht im Himmel!“

Ordnung muß sein. „Marie, bringen Sie mir doch, bitte, aus der Speisekammer die Petroleumflasche mit der Aufschrift „Essig“. Da tut sie Himmelsdunst drin sein, aber sehen Sie zuerst mal nach, ob nicht etwa Spiritus drin ist.“

Kortschritt. „Nun, hat einer Baby schon sprechen gelernt?“ — „Ja, wir mühen uns jetzt schon wieder, ihm beizubringen, wie man sich ruhig verhält.“

Sein Weltbild. Es war die erste Eisenbahnfahrt, die der kleine Richard unternahm, und die vielen Wunder, die er da zu Gesicht bekam, ließen ihn kaum zu Atem kommen. Plötzlich verschwand

der Zug in einem Tunnel, und es dauerte ziemlich lange, bis er wieder herauskam. Als es nun schnell wieder hell wurde und der Zug dann ins volle Tageslicht kam, rief er ganz überwältigt: „Mama, jetzt ist es morgen!“

Wie er es sieht. Richter: „Warum wurden Sie verhaftet?“ Angeklagter: „Weil ich das Auto zu langsam gefahren habe. Richter: „Sie meinen wohl, zu schnell?“ Angeklagter: „Nein, ich meine zu langsam. Der Besitzer ist in einen anderen Wagen gesprungen und hat mich überholt.“

Wirtschaftskrise. „Was — auch Sie klagen über die schlechten Zeiten?“ — „Und ob!“ — „Ihnen ist es ja bisher immer glänzend gegangen?“ — „Was wollen Sie — der Freund meiner Frau schränkt sich ein!“

Die Wortschlacht. „Herr Doktor“, meinte eine Dame, die jedes Fremdwort mit einem andern verwechselte, „ich möchte insultieren, ich habe so Konfektion nach dem Kopfe und bin konstruiert.“ — „Nun, dann machen Sie sich keine Skropheln, holen Sie sich in der Hypothek etwas Rhinocerosöl!“

### Schach-Spiele.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Zwettnitz Nr. 65 bei Tschisch-Schbau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 128.

Von Karl Günther, Kroschwitz. Schwarz: Kc5; Dh8; Lh8, h3; Bc5, e5, e6 (7).



Weiß: Kc1; Df2; T7; Lc4; Sa5; Bd3, h2 (7). Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Schach, Zwettnitz, einzusenden.

### Lösungszug zu Nr. 125: Se5-f8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmid Ferdinand, sämtliche aus Kwitkau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Zimmermann Heinrich, Eichwald; Döhner Max, Tschau; Häbler Ant., Türmitz; Schubert Josef, Bokau; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Dinnebler Emil, Tetschen (besten Dank für die Sendung); Nieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Hyna Josef, Hyna Franz, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, sämtliche aus Hostomitz; Schwarz Raimund, Skulpa Erwin, Kropf Rudolf, Rudolf Gustav, sämtliche aus Klostergrab (bei Aufzählung-Einsendungen immer die Lösungszüge angeben); Reiser Julius, Nestomitz; Demel Rudolf, Schirndorf; Prix Ernst, Bensen; Hilgarth Herrmann, Nea-Wistritz; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Tritsch Gustav, Wistritz; Settmacher Artur, Zwettnitz; Böhm Emil, Sobrasau.

Z. E., Eichwald: Aufgabe ist gut. H. J., Markersdorf: Nr. 9 ist gebrauchsfähig. Sch. R., Klostergrab: Beide Stücke sind gut, nächsten Lösungszug angeben. K. R., Klostergrab: Aufgaben noch nicht geprüft, Lösungszüge einsenden. G. K., Kroschwitz: Aufgabe Nr. 8 ist jetzt korrekt, kommt in Druck.

Schachsektion Tetschen veranstaltete am 5. März eine Simultanvorstellung, zu welcher der bekannte Simultanspieler Genosse Schöpka, Eilditz, eingeladen wurde. Nach beständiger Spieldauer gewann Schöpka von 23 Partien 15:1 remis und 7 zingen für ihn verloren. Nach diesen spielte Gen. Schöpka 7 Partien ohne Ansicht des Brettes (blind), welche er beide gewann. Jedenfalls eine vorzügliche Leistung eines Arbeiterschachgenossen! Eine große Anzahl Schachinteressenten verfolgten aufmerksam den Verlauf der einzelnen Partien.

Schachsektion Sobrasau errang einen hohen Sieg an 12 Brettern gegen D.T. J. Zakmantel, Endstand 9½:2½ Punkte für Sobrasau.